

## Franken im Munde älterer Dichter und Schriftsteller

Von Peter Schneider

„Franken ist schön, ja Franken ist schön,  
Wellige Hügel und Blodengenöten,  
Freundliche Stätten und Burgen und Wein!  
Wilst du mein herziger Wanderbruder sein?“

So dichtete einst freudigbewegt der Thüringer Wanderromann August Triarius, und er, der bis 1919 unser Zeitgenosse war, hat in den jüngsten Jahrzehnten noch gar viele Genossen im Lobpreis des Frankenlandes gefunden.

Aber dieses ehrwürdige, dieses schöne Land ist doch gewiß seit je vom Munde der Dichter, der Schriftsteller gefeiert worden? Man möchte es gerne wahr haben; und doch ist dies, im Vergleich zu anderen Ländern, nur in beschränktem Maße der Fall gewesen, und in dieser Hinsicht wird das Ergebnis unserer Betrachtungen, hochgespannten Erwartungen gegenüber, bescheiden sein. Dagegen werden einige seltsame, nur hin und wieder gehörte Namen aus dem Ocean der Geschichte vor uns auftauchen und werden wir gewissen grundsätzlichen Fragen über die Art und Weise, wie die Menschen früherer Zeit zu Landschaft und Volkstum sich gestellt haben, und wie wir selbst uns dazu stellen wollen, näher treten.

Ich beginne mit dem nicht neuen Gedanken, daß es einer der größten Fehler geschichtlicher Betrachtung ist, die Denkart und die Entwicklungstufe heutiger Zeit auch bei früheren Jahrhunderten vorauszusetzen. Wenn ich z. B. in einem Lehrbuch der bayerischen Geschichte dem Satz lese, daß die alten Baiern bei ihrer Landnahme im 5. und 6. Jahrhundert neben Mässentüchtigkeit, Selbstgenügsamkeit, Sinn für Unabhängigkeit auch große Liebe zur Natur besaßen hätten — so frage ich: womit will man diese letztere Behauptung beweisen? Mit der Verliebe der Bayern für Ackerbau und Viehzucht? Aber darin besteht doch eine gewisse, allgemeine Stufe der menschlichen Kultur, die mit Gefühlen nicht das mindeste zu tun hat. Oder mit der schönen Lage der alten Siedlungen? Es ist allerdings herkömmlich, den Schönheitsfuss der Alten zu preisen, wenn man von der schönen Lage eines etwa mittelalterlichen Klosters spricht. Aber in Wirklichkeit erfolgte die Wahl des Ortes für menschliche Siedlungen auf Grund sehr nüchternen Erwägungen. Eine feste Burg des späteren Mittelalters bedarf gesicherter Höhenlage, die zugleich eine Übersicht über die Umgegend ermöglicht. Die Stadt entwickelt sich naturgemäß an belebten Verkehrswegen oder an Knotenpunkten des Verkehrs zu Wasser und zu Lande. Die Klöster liegen in der ersten Zeit alle auf Bergen, weil St. Benedikt auf dem Monte Cassino das Mutterkloster seines Ordens gebaut hatte, und die Klöster des Zisterzienserordens liegen alle in Tälern aus einem entsprechenden Grunde. Die Kapellen erscheinen in der Regel an der Stätte früherer heidnischer Götterverehrung und die Dörfer endlich, deren schöne Lage auch öftere gerühmt wird, liegen da, wo sich der Ackerbau lohnt, und zwar innerhalb

ihrer Bemerkung meistens auf der Stelle, wo der Boden am schlechtesten ist, sodas mit der Anlage des Ortes nichts Wertvolles verloren geht. Auch wollen wir nicht verschweigen, das manche Landschaft erst wirklich schön geworden ist durch die statlichen, künstlerisch bedeutsamen Gebäude, die der Mensch in sie hinein stellte, und wollen recht offenherzig gestehen, das wir manchen Berg vielleicht gar nicht beachten würden, wenn ihn eben nicht gerade ein altes Kloster krönte. So haben wir denn auch für die frühmittelalterliche Zeit Deutschlands kein Zeugnis, das uns das Verständnis für landschaftliche Schönheit im heutigen Sinn bekundete, und wenn ja zuweilen von einer „pulcherrima regio“, einer „schönen Gegend“, die Rede ist, so stehen neben einer solchen Stelle sehr viele andere, die von „fertillissimae regiones“, von „fruchtbaren Gegenden“ reden.

Dagegen wird schon in jener Zeit oft genug die Schönheit von Städten gepriesen, aber nicht nach dem Gesichtspunkte der landschaftlichen Lage, sondern wegen ihrer statlichen Kirchen und Gebäude und wegen ihrer Bedeutung für Kunst und Wissenschaft. Vergessen wir nicht, das das frühe Mittelalter die große Gründerzeit Deutschlands ist, in der große und kleine Herren, in der Welt und Kirche mit Ehrgeiz wetteiferten in der Anlage neuer Bisthümer, Dörfer, Städte, in der Stiftung von Kirchen und Klöstern, all dies ganz im Einklang mit der überquerenden deutschen Volkskraft, vor deren Ackerlandhunger die finsternen Wälder Germaniens sanken und zusammenschrumpften. Fürstlichen Sinn, königliche Stifterfreigebigkeit priesen damals dankbare Mönche, die auch allein des Schrifttums mächtig waren, mit feurigen, oft überschwänglichen Worten. Keine Gründung in Franken hat jemals solches Aufsehen erregt wie die des Bistums Bamberg durch Heinrich II. im Jahre 1007, und der Glanz der Stadt mit ihrem herrlichen Dom überstrahlte auch alsbald alles Ubrige in Franken, — die alte Mutterstadt fränkischer Kultur, Würzburg, mit imbegriffen. So verdanken wir denn dieser Stiftung auch die ersten begeisterten Schilderungen einer fränkischen Stadt, und zwar eben Bambergs. Der Abt Gerhard von Seon in Oberbayern, der auf Befehl des Kaisers Heinrich eine Handschrift angefertigt hatte, befangt noch vor 1014 in einem schwulstigen Einleitungsgebicht in lateinischen Hexametern den Stifter des Bistums und die Stadt Bamberg selber. Ich übersetze:

„Heinrich, du frommer König, der Untertanen Geliebter,  
 Römischen Reiches Juwel, du Blüte des Menschengeschlechtes,  
 Strahlend in Gottes Gnade, du Herrscher erhabener Höhen,  
 Dessen Wink unser Leben und Sein erst sicher gestaltet,  
 Nimm das Büchlein, auf deinen Befehl zu Ende geschrieben,  
 Angefüllt mit Befehlen und Regeln für Väter und Brüder,  
 Das ich, nicht träge, mir selber zu langsam, Gerhards mit Namen,  
 Ohne Verdienst zu Seon Abt und Pfleger der Herde,  
 Dir nun widme (ach, allzugering für die Größe des Werkes!)  
 Gleich als göß ich Tropfen des Taues in die Fluten des Meeres,  
 Wenn ich beschenke den ragenden Gipfel des Bamberger Eises,  
 Dessen Gründer und Sönnner und Mehrer du immer genannt wirst.“

In den folgenden Versen stellt er Bamberg mit Jerusalem und Rom auf eine Stufe, um so zu schließen:

„Hier strahlt Silber in Fülle, vereint mit Bergen von Golde;  
 Seidengewänder erglänzen und mancherlei köstliche Steine.  
 Hier ist das Haupt der Welt, und die Heimat jeglichen Ruhmes . .

Aber was red' ich daher, schlaftrunkenen Auges und kammelnd,  
Da weder Mars, der Feine, noch auch der berebete Homerus  
Hätte zu Helden verwehrt der Stadt vielfältige Ehren,  
Wäre im Altertum auch eines solchen Vorhanden gewesen."

Und ähnlich wie Berhard von Seeon preisend mit viel schönen Worten, wenn auch nicht ganz so überschwänglich, dafür in der Schilderung genauer, singt Gottfried von Viterbo, König Konrads III. gewandter Diplomat, der vieler Menschen Städte gesehen und Sinn erkannt hatte, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in seinem *Panticon* von der Siebenbürgelstadt an der Nebenig (Nabintia), ihrem Dom, ihren Kirchen und Klöstern.

Wenn wir übrigens den Namen Gottfried von Viterbo nennen, berühren wir eine für unsere Betrachtung wichtige Sache, die uns hier noch mehrmals beschäftigen muß. Die Kenntnis fremder Länder und Völker und natürlich auch des eigenen Landes und Volkes erwirbt man sich auf Reisen. Solche unternahm man im Mittelalter stets aus ganz bestimmter Absicht, zu einem ganz bestimmten Zweck. Der Lustreisende heutigen Schlags war damals undenkbar. Gottfried von Viterbo führte diplomatische Sendungen in alle Länder Europas; andere reisten aus religiösen Beweggründen, im Verfolg künstlerischer oder anderer Absichten, und die meisten Reisenden wohl waren unterwegs als Kaufleute. Einen merkwürdigen Handelsmann führte zur Zeit Gottfrieds v. V., im Jahre 1173, das Schicksal nach Deutschland und nach Franken, den Juden Benjamin ben Jona aus Tudela in Spanien. Dieser Mann hatte im Jahre 1160 eine große Reise begonnen, die ihn bis nach Syrien, Palästina und Persien führte. Er ist der erste Europäer, der Asien als Kaufmann bereist hat. Die Rückreise führte ihn von Italien her über die Alpen nach Deutschland. Benjamin von Tudela schrieb einen kurzgefaßten Reisebericht in hebräischer Sprache, mit Bemerkungen über die Länder und die Leute, die er gesehen, über ihre Sitten und Zustände. Er war offenbar ein guter Beobachter, und von mancher Stadt sagte er auch, daß sie „schön gelegen sei“. Leider faßt er sich bei Deutschland besonders kurz; er sagt nur, daß es „ein Land voll von Hügeln und Bergen“ sei, und zählt die Städte auf, in denen es bedeutende Jüden Gemeinden gebe; von Franken ist nur Bamberg genannt; darin wohnen wie in den anderen, die er nennt, „viele reiche und gelehrte Juden.“ Im übrigen ist der Werklaut gerade bei den Namen der deutschen Städte durch unwillkürliche Abschreiber zum Teil bis zur Unkenntlichkeit verderbt.

Als auch bei Benjamin von Tudela: Städte, Städte und immer wieder Städte. Von der fränkischen Landschaft jener Zeit schweigt der Mund der Dichter und der Schriftsteller. Aus den zeitgenössischen Minnesängern ist nichts Greifbares zu schöpfen. Die „Jahreszeiten“ aller Stufen streben von der Landstraße immer den Kulturmittelpunkten, den Städten, den Fürstentümern, den feineren Ritterburgen zu. Dort singen sie dann auch von der Schönheit der Natur, sowohl; aber die Landschaft wird in ihrer Frühlingeseligkeit, ihrer Sommerpracht, in ihrer Herbstesfülle, ihrer Wintererde stets allgemein mitteleuropäisch gefaßt; es gibt keinen „Frühling am Rhein“, keinen „Herbst in Franken“. Im übrigen läßt sich die landschaftliche Schilderung in kleinste Ausschnitte, in Verwertung der Einzelheiten auf: Die schöne Linde, unter deren Schatten der Sänger im grünen Gras mit der Geliebten koste, ist ihm Landschaft und Gegenstand der Schilderung genug. Jedenfalls ist die „internationale“ Art der Dichtung jener Zeit dem Individuellen, dem Persönlichen in Land und Leuten abgekehrt.

Dies wurde nicht anders, als mit dem 13. Jahrhundert das bürgerliche Städtewesen in den Vordergrund der deutschen Kultur trat. Das „Land“, im Gegensatz zur Stadt, wird von dem Städter, dem die Stadluft frei machte, gering geschätzt; „Lüpel“, d. h. Dorfbewohner, wird in jenen Jahrhunderten ein Schimpfwort. Daß aber dabei der Städter des späteren Mittelalters so ganz und gar nicht die moderne, oft romantische Sehnsucht nach dem „Land“ und nach dem konnte, was wir die „freie Gottesnatur“ nennen, beruhte auf zwei Gründen. Einmal war der Unterschied zwischen Stadt und Land nicht so groß wie heutzutage. Bauer und Bürger unterschieden sich bekanntlich nicht in der Kleidertracht; es gab keine sogenannte städtische Tracht, höchstens waren in der Stadt die verwendeten Stoffe kostbarer; und die größten Städte waren, wenn man von den festen Mauern und den hohen Häusern abließ, nur große Dörfer. Auf den Gassen gab es Misthaufen, gackernde Hühner, streunende Schweine und oft auf die belebtesten Verkehrsadern hinaus Scheunentore. Denn, was so manche Verfasser geschichtlicher Romane nicht wissen oder nicht wahr haben wollen: stets beschäftigte sich ein großer Teil der Stadtbewohner mit dem Ackerbau, und auf den Gassen rollten nicht nur die üblichen Weinfässer und standen die Pfeffersäcke, sondern über die schmutzigen Wege ächzten in der Erntezeit die hochbeladenen Heu- und Getreidemagen. Und ein zweites: die Stadt und die Landschaft waren nicht durch einen häßlichen Gürtel voneinander getrennt wie heutzutage. Unmittelbar bis an die Stadtmauern erstreckte sich die unverfälschte Landschaft mit ihren wogenden Getreidefeldern, ihren Weidetriften, ihrem Wald; der Städter brauchte nicht in die Sommerfrische zu gehen; ein Spaziergang vor dem Tore tat dieselbe Wirkung. So betrachtete der Stadtbürger seine Landschaft, ohne Sehnsucht nach ihr, lediglich mit denselben nüchternen Augen wie der Bauer im eigentlichen Sinn seine Getreideflur; daher ist von künstlerischem Sehen der Landschaft noch keine Rede. Man betrachte daraufhin die unwirklichen, oft unmöglichen Landschaften auf Gemälden des 14. und 1. T. auch des 15. Jahrhunderts, auf Gemälden, die im Gegensatz dazu Straßen, Plätze und Gebäude von Städten mit Fleiß und bedeutungsvoller, naturwahrer Genauigkeit wiedergeben.

Die große Wandlung in dieser Hinsicht erfolgte unter der Einwirkung der Renaissance und des Humanismus. Jene öffnet die Herzen für ein oft leidenschaftliches Naturgefühl, die Augen für das unbefangene Sehen der Umwelt und des Menschen. Der Renaissance Mensch erlebt in der freien Gottesnatur bisher unerhörte Stimmungen. Ein Nürnberger Dichter der Gegenwart hat dies richtig erfasst. In dem Vorspiel zu seiner Trilogie „Der Prophet“ läßt Alfred Graf bei einem aufziehenden Gewitter die Humanisten Tobiasus Hessus, Crocus Rubianus und Ulrich von Hutten auf einen Hühl gehen, um dort im Scheine der zuckenden Blitze ein Lied auf den Donnergott zu singen. Der Renaissancekünstler sieht aber auch mit unbefangenen Auge auf Mensch und Gotteswelt; er ist gegenüber den „Expressionisten“ des Mittelalters der ausgesprochene Vertreter des großen und edlen Realismus. So erfreuen uns jetzt auf den Gemälden Landschaften von entzückender Naturwahrheit, und so hat denn auch unser Albrecht Dürer als Erster deutlich erkennbare fränkische Landschaften aus der Gegend von Nürnberg, Erlangen und Forchheim gezeichnet. Und so kommt es denn auch in den Werken der Dichter und Schriftsteller zu lebensvollen, naturwahren Schilderungen der Landschaft. Freilich — noch lange nicht zu Schilderungen der Landschaft um ihrer selbst willen. Denn auch in

der bildenden Kunst, in der Malerei bleibt zunächst die Landschaft noch durchaus der Hintergrund für Menschliches und Heiliges. Wer je das Tagebuch Albrecht Dürers von seiner Reise nach den Niederlanden zur Hand genommen hat, der hat mit Enttäuschung und Befremden erfahren, daß der Meister über all die herrlichen Landschaftsbilder des Rheins und Rheins, an denen er von Bamberg bis Antwerpen zu Schiff vorüberzog, nicht ein einziges Wort verliert, während er eine Marienprozession in Antwerpen mit Wärme schildert. Man möchte versucht sein zu sagen, daß die meisten Menschen jener Zeit überhaupt noch nicht die sprachliche Fähigkeit besaßen, eine Landschaft so zu schildern, wie wir es heute gewohnt sind.

Auch der Einfluß des Humanismus ist nicht gering zu veranschlagen. Neben den Dichtern und den Geschichtsschreibern des griechisch-römischen Altertums lernte man ja auch Vertreter der hochentwickeltesten Erd- und Völkerkunde des Altertums kennen, vor allem das einzigartige Werk des Tacitus, die *Germania*. Es erwachte die Lust und mit ihr kam die Fähigkeit auch die Länder und Völker der Gegenwart mit den Augen des Geographen und des Ethnographen zu betrachten und mit dem Griffel des geschulten Schriftstellers darzustellen. In derselben Zeit geschahen bedeutsame Ereignisse: die erfolggekrönten Entdeckungsfahrten der Spanier und Portugiesen. Neue, bisher unbekannte Völker, Länder voll ungeahnter Wunderdinge, plötzlich in den Gesichtskreis der europäischen Menschheit gerückt, reizten zum Vergleich mit dem längstbekannten und ließen das Heimische nunmehr mit prüfenden Augen betrachten.

Dieser Wiedergeburt uralter wissenschaftlicher Bestrebungen im Verein mit dem Naturempfinden und Wirklichkeitsinn der Renaissance verdankt auch unser Frankenland und -völk die ersten zusammenfassenden Schilderungen. Der erste Renaissancemensch, der eine lebendige Darstellung deutscher Verhältnisse gegeben hat, zugleich für seine Zeit ein Mann von europäischer Bedeutung, war Enea Silvio de Piccolomini, der sich als Papst Pius II. nannte.

Auf einen nicht langen Brief des erzbischöflichen Kanzlers Martin Neyr in Mainz vom Jahre 1457 antwortet Enea Silvio im nächsten Jahre, und sein Brief wird ein ganzes Buch, in dem der Schreiber seine wirklich nicht geringen, größtenteils aus eigener Anschauung geschöpften Kenntnisse von Deutschland nicht ohne Stolz ausbreitet. Neyr hatte u. a. behauptet, daß Deutschland augenblicklich verarmt sei; Enea Silvio führt den Gegenbeweis: Deutschland ist ein blühendes Land mit reichen Städten, belebt von einem stolzen Volk, dessen Waffenfreudigkeit ihm aufrichtige Bewunderung abnötigt. Die deutschen Vöden, sagt er, lernen eher reiten als sprechen; kein Schwabe oder Franke geht unbewaffnet auf Reisen; gibt's irgendwo einen Tumult — gleich wimmelt's auf allen Seiten von bewehrten Männern. Franken durchreist der Verfasser, wie einst offenbar in Wirklichkeit, nun nochmals im Geist mit Behagen. Die Bewohner sind ihm ein edles Volk, eine „nobilis gens“, und der Würzburger Bischof (Rudolf von Scherenberg) kann im Kriegsfall mehr als 20 000 Streiter ins Feld werfen. Enea S. weiß auch, daß dieser Bischof, der den Ehrentitel „Herzog der Franken“ führt (. . . Frankonia nobilis gentis, et provincie Francorum alitricis dux appellatur), nach alter Sitte zu Beginn jeder priesterlichen Handlung sein nacktes Schwert zu Füßen des Altars niederlegt, eine Ceremonie, deren redenhafte Selbste offenbar auch dieser Italiener gefühlt hat. Mit größter Hochachtung spricht E. S. von den „fast unzähligen“ Städten Frankens: von Frankfurts reichem Leben und glanzvollen Bauten, von

den schönen Kirchen und der starken Feste Würzburgs, von dem herrlichen, uralten Dom zu Bamberg, von Forchheims schneeweissem Drot, von Anspach und Kottenburg; und nun gar M ü r n b e r g, die Stadt der Roriker, die „heute zu Franken gerechnet wird“, durch die Regnitz (Regnisa) von dem eigentlichen Franken geschieden! „Welches Aussehen zeigt doch diese Stadt“, ruft er begeistert aus, „welchen Glanz, welche Anmut, welche Feinheit, welche Lebensart, welche Regierungsform. Was könnte ihr noch zu einem in jeder Hinsicht vollkommenen Staatswesen fehlen? Welchen Anblick bietet die Stadt, wenn man vom unteren Franken her kommt und sie aus der Ferne erschaut? Welche Größe, welche Schmachtheit, wenn man sie von außen besichtigt! Und welchen Glanz zeigen drinnen die Plätze, welche Zauberei die Häuser! Was gibt es Prachtvolleres als St. Sebalds Kirche? Und was Glänzenderes als des Herrn Laurentius Heiligtum? Was Stolereres und Feisteres als die königliche Burg? Was gibt es Trefflicheres als Graben und Mauerkranz der Stadt? Wie viele Bürgerhäuser kann man dort finden, deren sich Könige nicht zu schämen brauchten! Die Könige von Schottland wohnen nicht so prächtig wie die mittleren Bürger von Nürnberg.“ Dieser Lobgesang auf Nürnberg wiegt schwerer als alle die vielen aus folgenden Jahrhunderten, nicht nur weil er aus dem Munde eines bedeutenden Mannes kommt, sondern weil er der Augenfreudigkeit eines echten Renaissancemenschen entstammt, der später als Papst nicht allein seine früheren religiösen Anschauungen, sondern auch die allen diesseitsfreundige Lebensauffassung seiner jüngeren Jahre zu widerrufen hatte.

Ihm gefällt sich als Schilderer fränkischen Städtetums der Bamberger Domherr Albrecht von Eyb, als Sohn eines fränkischen Adelsgeschlechtes auf Schloß Sommerdorf geboren. Der vielgeliebten Stadt Bamberg gilt eine schwungvolle, im Geist der alten Panegyriker gehaltene Rede. Es sind nicht so sehr eigentümliche Züge der Stadt und ihrer Landschaft, die in dieser Rede deutlich heraustreten, als vielmehr die unverhüllte Freude des Verfassers, an diesem schönen Ort leben zu dürfen, und die renaissancehafte Lust am lebendigen Menschentum beim Gottesdienst, bei der Arbeit, im Rat, vor Gericht und beim Lustwandeln auf den waldigen Bergen längs des Flusses, der, wie er sagt, noch grüner durch seine baumbewachsenen Ufer mit kristallklarer Flut in wundervoller Sanftheit dahinströmt. Aber auch die Befriedigung über das, was Bamberg dem Gaumen zu bieten vermag, verhilft der Verfasser kaum: über den Wein, das Gemüse, das Wildpret, die jagdbaren Vögel, die Fische. Dieser Albrecht von Eyb könnte das mittelalterliche Sprichwort erfunden haben: „Wär' Nürnberg mein, wolt ich's in Bamberg verzeihen.“ Daneben ergreift er die Gelegenheit auf eine Eigenart „der berühmten und reichen fränkischen Heimat“ hinzuweisen. Ganz Franken ist nach ihm voll von Burgen, auf denen Edle sitzen. Nahe sich Fremde in größerer Zahl einer solchen Ritterburg, dann tönt das Signalhorn, und allsogleich füllen sich Mauern und Bollwerke mit Menschen, die ein fürchterliches Geschrei erheben, um den Fremdlingen etwaige Feindselige Schüsse zu nehmen. Und der ritterbürtige Albert von Eyb erzählt solcherlei nicht ohne Wohlgefallen.

Noch anmutiger als selbst Eyb weiß Johannes Busbach, geb. 1478 zu Miltenberg, gest. 1526 als Prier des Klosters Maria-Laach, über Franken zu erzählen. Er hatte das Frankenland, seine Heimat — mit Stolz nennt er sich einmal einen echten Franken — zum erstenmal durchwandert, als er einem älteren fahrenden Schüler als „Schüße“ auf gut Glück in die Fremde folgte. Der Weg führte ihn von Miltenberg über Kilsheim, Landerbischofsheim nach Windsheim,

dessen „gewaltige Stadtmauern, himmelhohe Häuser, Kirchen und Thürme“ der jugendliche Scholar bewunderte. Von hier reisten die beiden weiter über Langenzenn gegen Nürnberg, dessen spitzeiniges Pflaster zunächst den müden Füßen nicht wohl that, dessen Pracht nachher unseren Johannes ganz bezauberte. In seiner Schilderung der Stadt, die ähnlich begeistert gehalten ist wie die des Euna Silvio, hebt Bugbach ganz besonders die Würde und Fülle des kirchlichen Lebens hervor, neben der Bedeutung für den Handel. Scharf tritt die ständische Gliederung Nürnbergs heraus: „Da die Bürger sehr betriebfam sind und ihre Stadt kaiserlich ist, so haben sie einen Rat und einen obrigkeitlichen Stand, der nicht aus dem Volk hervorgegangen ist; die Rathbürger regieren das Gemeinwesen, während das Volk seinen Geschäften nachgeht und um öffentliche Angelegenheiten sich nicht im mindesten kümmert.“ Von Nürnberg ging's weiter nach Forchheim, dessen Weißbrot auch Bugbach rühmt und dessen Mariusfage er erwähnt, und nach Bamberg, „einer glänzenden Stadt, so am Flusse Regnitz gelegen und nicht mit Mauern befestigt ist.“ Bamberg dünkte dem fahrenden Schüler eine gar liebliche Stadt; aber da der Rektor des Gymnasiums wegen der großen Schullerzahl die Aufnahme verweigerte, zogen die beiden wieder fürbass, über Forchheim nach Nürnberg zurück und dann ins Bayerische hinein. Diese Erlebnisse und die vielen seiner weiteren Wanderfahrt hat Bugbach für seinen jüngeren Stiefbruder Philipp Trund erzählt. Es ist ein köstliches Büchlein daraus geworden, voll Frische, ursprünglicher Erzählergabe, Ernst der Lebensauffassung und Humor, das den modernen Landmann zu einem der bedeutendsten fränkischen Humanisten von der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts stempelt.

Ein bedeutender Humanist war aber auch unser fränkischer Landmann Johannes Böhm, geboren zwischen 1480 und 1490 zu Aub bei Würzburg, gestorben als Deutschherrenprediger zu Northenburg s. L. 1533. Johann Böhm von Aub verdient als Auherr der deutschen Volkskunde bezeichnet zu werden. Sein Werk „Omnium gentium mores, leges et ritus“ (Augsburg 1520) ist eine für die damalige Zeit umfassende Völkerkunde, auf deren Schultern alle ähnlichen Werke der Folgezeit ruhen, die, wie Sebastian Frands „Weltchronik“ (1534) und Sebastian Münzers „Cosmographie“ (1544) mit Unrecht das Werk Böhms in den Schatten stellten. Innerhalb seines Buches, das in 3 Abschnitte: Afrika, Asien, Europa gegliedert ist, handelt ein umfangreicher Teil von Deutschland und darin wieder ein ausführliches Kapitel von Franken, Land und Leuten. Mit Wärme spricht Böhm von seiner Heimat, deren natürliche Beschaffenheit er treffend darstellt: umschlossen von rauhen Waldgebirgen, aber im Innern ein fruchtbares Land, durchströmt von Main, Saale, Tauber und auch vom Neckar, besät mit unzähligen getürmten Städten, Burgen, Dörfern, reich an Menschen und an zahmem Getier aller Art. Die Fruchtbarkeit hebt Böhm besonders hervor. Nur die Gegend von Nürnberg sei sandig („ea pars, quae hodie Norica appellatur“.) Sonst aber gibt's Gerste und Weizen und jede Getreideart, gibt's Hülsenfrüchte und Hen. Nirgends in Deutschland gibt's mehr und größere Zwiebeln, nirgends dickere Rüben und gewaltigere Krautköpfe. Erstaunlich ist die Kultur der Süßholzwurzel in Bamberg. Die Flüsse wimmeln von Fischen, die Wälder von Wild, aber freilich, das dürfen bloß die Fürsten und die Ritter jagen. Fünf Fürsten herrschen in Franken: Der Burggraf von „Nürnberg“, der Pfalzgraf bei Rhein, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Mainz. Unschwer ist daraus zu erkennen, daß Böhm auch einen Teil des sogenannten Rheinfranken, zwischen Neckar, Speyer, Rhein

und Main, zu Franken rechnet). Das Fränkische Volk ist ausdauernd in der Arbeit. Der Winger schafft unermüdet, Mann und Weib, in seinen Weinbergen, aber ob seiner Armut verkauft er seinen herrlichen Wein, der bis zu den fernsten Wäldern ausgeführt wird, und trinkt selber Wasser (!). Das Bier verschmäht der Franke in Würzburg; es wird nur in der Fastenzeit verzapft und außerhalb der Stadt in Schiffertneipen. Das fränkische Volk ist stolz und anmaßlich und hält sich in vielen Dingen für besser als andere Stämme; Fremde werden in Franken gern genost; lassen sie sich das gefallen, so sind sie wohlgelitten, und darum wohnen in Franken viele Schwaben, Bayern, Hessen und sind mit Fränklinnen verheiratet. Der Franke ist gottesfürchtig; trotzdem herrschen zwei Laster im Land, das Fluchen und das Rauben; jenes hält der Franke für schön, dieses für ehrenhaft und durch alte Gewohnheit erlaubt. Ohne Zweifel hat Johann Böhm bestimmte Grundzüge des fränkischen Volkes richtig erkannt, Arbeitsamkeit, Frömmigkeit ohne Askertum, Weitherzigkeit gegen Fremde; dazu dann Eigenschaften und Gewohnheiten, die dem eifrigen Herrenvolk Deutschlands anstanden: der Stolz, die Überzeugung von der Überlegenheit über andere, das Recht zu spotten, zu fluchen und zu schwören und — der ritterliche Raub.

Fortf. folgt.

## Von der Würzburger Festungskirche als Beisekungsstätte der bischöflichen Eingeweide

Von Professor D. Hanftmann, Erfurt

Es ist lehrhaft, wie uns in der Baugeschichtsforschung manchmal Dinge zu Hilfe kommen, die man banal heißen möchte, wenn sie nicht doch zum Kulturellen gehörten. Was ich hier mitteile, zeigt, wie ehemals die Legende, die Stützung auf die Fürsorgeeigenschaft der Heiligen, das Leben bis in seine tiefsten, uns von heute nicht mehr erörterbaren Tiefen durchdrungen hat.

Die Leser wissen sicher, daß sich in die sterblichen Reste der würzburgischen Herzogbischöfe drei Stätten geteilt haben: Der Hohe Dom nahm den Hauptkörper, Kloster Ebrach das Herz, und die Festungskirche die Eingeweide. Die bekannteste Eingeweidestätte ist außer der hiesigen noch die in Magdeburg. Dort lag sie innerhalb des Gebietes des erzbischöflichen Palatiums, sie ist heute nur noch in Teilen erhalten und birgt Geschäftsräume der Regierung. Vor mehr als zwanzig Jahren haben wir in ihr einen runden Stein aufgedeckt, der ein Bischofsbildnis nebst Inschrift trug und den Nachweis gab, daß die Eingeweidebestattung in großen runden Steinbehältern erfolgt war mit entsprechender Plattenabdeckung.

Da die Würzburger Eingeweidekirche sechs Rundnischen zeigt, kann kaum bezweifelt werden, daß sie für eine gleiche Beisekungsart bestimmt waren. Die Rechnung des entwerfenden Mannes ging allerdings stark daneben, denn allein von rund 1200 — 1300 hatte Würzburg über ein Duzend Herrscher. Die sechs Nischen sind, abgesehen von sonstiger Symbolik, bedeutungsvoll für Maria, der die Ketunde zugeeignet ist. Die Zahl war ihr vom Orient her heilig, und wie der ganze Entwurf noch nach pythagoräischen Grundsätzen erfolgte, und der ganze Bau antike Vorbilder nachahmt, geht auch die Zahl, so absurd es lautet, auf die Venus, vergleiche den Weg zu Maria über die Frigga, zurück, der sie geheiligt war. Das ändert aller-



## Speßart Heimat

Von Johannes Voortch

Zwischen Birken und Wacholder  
blüht das Heidekraut,  
über Birken und Wacholder  
weht der Wind so traun.

Wenn die Abendnebel wandern  
übers Heidekraut,  
klingt aus stillem Mühlenrunde  
leis ein Vogellaut.

Auf die Blüten und Gedanken  
im Erinnerungsraum  
wirft ein heißes Jugendsehnen  
seinen Seidenglanz.

Aus der Seele brodt sich müde  
eine weiße Hand,  
greift in weiches Waldesdunkel  
wie in Heimatland.

## Franken im Munde älterer Dichter und Schriftsteller

Von Peter Sgautber

(Fortsetzung)

Die ganze ungeschminkte Offenheit eines echten Vertreters der Volkseunde zeigt übrigens Böhm, wenn er etwas später in seinem guten Latein ein landläufiges Sprichwort wiedergibt, das besagt: Schwaben künne ganz Deutschland mit Dürren versorgen, Franken sake Räuber und Bettler die Menge, Böhmen aber Keger, Bayern Diebe, die Schweiz erzeuge lauter Henker und Hurenwirte, die Sachsen seien Säufer allzumal, in Friesland und Westfalen seien die Weineidigen, am Rhein endlich die Schlemmer zu Hause.

Nicht ganz vergessen seien jene Ausländer, besonders Italiener des 16. Jahrh., die in der Regel aus politischen Gründen Deutschland bereisten und in ihren Berichten mancherlei Bemerkenswertes über deutsches Volk und Land zu sagen wissen. Ganz im Einklang mit Johann Böhm's Bemerkung über den ritterlichen Raub hebt Contarini die Wegelagerei in Franken besonders hervor. Durch die Wegelagerei des räuberischen fränkischen Adels, der an den Straßen die Reisenden, besonders die Kaufleute, gewerksmäßig ausplündert, wird es äußerst gefährlich dieses Gebiet zu bereisen, trotzdem der Schwäbische Bund gegen diesen alten Brauch scharf vorgegangen ist, der nach Contarini's Ansicht seit den Tagen Julius Cäsars ununterbrochen im Schwang geblieben ist! Von einzelnen fränkischen Städten wird Nürnberg als die erste Stadt Deutschlands bezeichnet. Ihre Bewohner sind sehr zahlreich, ihrem Charakter nach stolz und kriegerisch: stolz auf den Reichtum, kriegerisch im Vertrauen auf die Macht ihrer Stadt. Trotzdem sind sie gehorsame Untertanen — und das bezeichnet der venezianische Gesandte Marino Cavalli als Seltenheit in Deutschland. Bamberg hat (nach Trede) keine Mauern — ebenfalls eine

Seltenheit in deutschen Landen — ist schön und groß (Besozzi) und liegt an an Lebensmitteln hervorragt. Die bischöfliche Residenz liegt sehr schön auf einem der reichlichen Regnitz in einer Landschaft, die sich besonders durch ihren Reichtum Berge. So Jaleti, dem das Schwimmen des kriegerischen Geistes der Damberger gegenüber der alten Zeit aufgefallen ist. Von Kulmbach weiß Besozzi, daß es eine der stärksten Festungen von ganz Deutschland besitzt, die auf einem äußerst steilen Felsen liegt, der die Stadt beherrscht. — Bemerkenswert ist schließlich, daß Besozzi von der sogenannten Mainlinie eine Vorstellung hat: der Main, sagt er, scheidet Ober- und Niederdeutschland. Trifft dies auch, wie wir wissen, nicht zu, so liegt dem doch die richtige Vorstellung von der Lage des Mainlandes in Mitten Deutschlands zugrunde.

Noch eine Seite der Renaissance muß berücksichtigt werden. Die Renaissance fördert auch den Gedanken der Freiheit des Einzelmenschen, den Individualismus. Der Mensch, im Mittelalter gebunden durch mannigfache Bande, will nunmehr seinen Anlagen entsprechend sich ausleben. Er schlägt dabei natürlich öfters über die Stränge; aber es wurde doch auch ein berechtigtes und fruchtbares Selbstgefühl geweckt, und dieses Selbstgefühl lag ganz gewiß den Gliedern eines Volkes nicht so ferne, dessen größter Dichter gesagt hat, höchstes Glück der Erdkinder sei nur die Persönlichkeit. Erfolgen dann äußere Angriffe wie durch die alten Erbfeinde, die Franzosen, so besann sich auch das deutsche Volk als nationale Persönlichkeit wieder auf die stolze Geschichte und die Tugenden der Ahnen und fühlte die Verpflichtung es ihnen gleich zu tun. Aber auch die einzelnen deutschen Stämme fühlten wieder die alten Quellen ihrer Kraft, die aus ihrem Stammestum quellen. Dies aber war damals gar nicht mehr so selbstverständlich, denn an Stelle der alten Stammesherzogtümer war längst eine bunte Masse von Kleinstaaten getreten, Deutschland war staatlich furchtbar zersplittert, und dies war mit am meisten in unserem Frankenland der Fall.

Haben alle meine Leser schon einmal über den Namen unseres Heimatlandes nachgedacht? Ist ihnen deutlich zu Bewußtsein gekommen, daß „Franken“ überhaupt kein Ländername ist, sondern daß es lebende Menschen bedeutet? Es ist der 3. Fall einer Mehrzahl: „zu den Franken“ heißt das Land, wo die Franken wohnen. Die Menschen sind die Hauptsache im Land. Solange das Gebiet ungeteilt bleibt, ist ein solcher Name im wahren Sinn des Wortes lebendig. Aber nun erfolgt die Zersplitterung. Der Bewohner Ansbachs fühlt sich als Marktgrässer, der von Würzburg als Angehöriger eines geistlichen Stiftes, der Nürnberger als Reichstädter. An Stelle eines stolzen Stammesbegriffs tritt das kleinliche Ideal des deutschen Kleinstaates. Der Bischof von Würzburg nimmt für sich allein den Titel eines Herzogs in Franken in Anspruch und dadurch beginnt der Begriff Franken für alles nicht Würzburgische Gebiet langsam außer Gebrauch zu kommen, nicht zwar in der Wissenschaft und in der amtlichen Sprache, aber im lebendigen Volksbewußtsein. Das Zusammengehörigkeitsgefühl steht vor der Vernichtung.

Da besannen sich denn nun Menschen, die vom Hauch des Humanismus und der Renaissance berührt waren, ihres Frankentums und trugen es, der arm-seligen Zersplitterung zum Trost, mutig zur Schau. Der fränkische Ritter Ulrich von Hutten träumt von einer Wiedergeburt Deutschlands durch die fränkische Ritterschaft. Darüber hinaus umfaßt sein stark vollstümliches Gefühl den ganzen Heimatstamm in allen seinen Ständen als einen ertüchtigten deutschen

Vollsteil, und der Gedanke daran, daß die Franken das Herrnvolk Deutschlands sind, entlockt ihm das stolze Wort, das über allen fränkischen Türen stehen sollte, nicht zur Beförderung des Hochmuts, sondern als starke Mahnung und Bindung: „Quisque Francie nobilis“, Jeder Franke ein Edelmann. Aber auch andere Humanisten waren von demselben Gefühl befaßt. Wer dürfte hier des wackeren Landmannes Friedrich Taubmann aus Wunsiedel bei Hofstede vergessen (1565 – 1613), der als Professor der lateinischen und griechischen Sprache an der Universität Wittenberg gestorben ist? „Rector Academiae Wittebergensis Fridericus Taubmannus, Francus Bonarum Litterarum Professor“, also riefte er mit Stolz und mit Heimatsstolz über eine Anzahl seiner Schichte zu schreiben. „Ein Franke bin ich und bewundere meine Franken und liebe sie und preise sie auch“ sagt er in einem poetischen Gruß an den Bamberger Fürstbischof Johann Philipp von Sebald. Und schier unzählige Male legt er zu Namen von Freunden die nähere Bezeichnung Francus hinzu, oft in einer Weise, die ein klassisches Vorbild für uns sein könnte, wie wir die kleinliche Zerklüftung, das Krähwinkeltum überwinden und doch dabei recht genau in der Angabe des Geburtsortes sein könnten: „Val. Erhard Wolfhart, Rotenburgo-Tuberanus, Francus“ – ein Franke aus Rothenburg o. T.; Kaspar Bins, Creilschemio-Francus, ein Creilsheimer Franke“.

Solch persönliche Stellungnahme darf man natürlich nicht bei jenen erwarten, die – auch unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Bestrebungen der Humanistenzeit – sich bemühten, Ortsbeschreibungen und Reisebücher für Deutschland und die angrenzenden Länder zu verfassen um den Bedürfnissen des Lebens wie der Schule zu genügen. Matthäus Merian der Ältere, der Herausgeber der bekannten Topographien, muß hier an erster Stelle genannt werden. In seinen an Genauigkeit und Übersichtlichkeith meisterhaften Kupferstichen ist er eigenschöpferisch; für den Wortlaut der Topographien zieht er andere Schriftsteller zu Rate oder beauftragt, wo entsprechende Werke fehlen, irgendwelche Zeitgenossen mit der Abfassung. So lieferte ihm die Beschreibung Frankens in der Topographia Franconiae (Frankfurt 1648) der „edel, feist und hochgelehrte Herr Georg Christoff Walther, beeder Rechten Doktor, auch der Herren Grafen von Castell und des Heil. Röm. Reichs Stadt Rotenburg an (so!) der Lauber Rath und Avocat“ im Jahre 1643. Dessen Beschreibung beginnt mit dem gewichtigen Satz: „Es ist im ganzen Teuschland kein Provinz oder Landsart, dem allein das Land zu Francken, welches Edel und Frey genannt wird; daher die Freye Francken bey den Chronologie vielmal allegiert werden.“ Dann folgt – schon ähnlich wie in unseren heutigen Erdkundebüchern – eine Beschreibung der Landesnatur und der staatlichen Verhältnisse, wozan sich in alphabetischer Reihenfolge die Einzelbeschreibungen aller Städte und Dörfer reihen: also ein Nachschlagbuch im eigentlichen Sinne. Von den vorausgehenden allgemeinen Bemerkungen verdient Beachtung, daß schon für die damalige Zeit für bestimmte Gegenden Frankens Holzarmut festgestellt wird, so für den Ochsenfurter Gau, wo an Stelle des Holzes „Stupfels und stroh“ gebraucht werden (?). Diesen holzarmen Gegenden stehen freilich die „großen Wäldnisse“ Speessart, Obenwald und Strigerwald sowie die großen Waldungen auf dem Gebürg (Jura) und im Nürnberrgischen gegenüber. Handelsstädte (Emporia) sind, wie heute noch, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Schweinfurt und Kitzingen. Der große Krieg, den Merian schauernd miterlebte, hat natürlich auch das voll-

und kulturreiche Franken verheert; die „neulich durch das Land gereist, können sagen, daß sie an manchen Orten weder Menschen noch Vieh angetroffen haben.“

Ein Zeitgenosse und Mitarbeiter Merians war Martin Zeiler, der abgesehen von seiner Beteiligung an der Herausgabe der Topographien auch selber ein umfangreiches Werk „Germania Nov-Antiqua“ mit einem Untertitel auch „Itinerarium Germanie“ im Jahre 1632 abgeschlossen hat. Durch dieses Werk wurde Zeiler ein Vorläufer der modernen Reisebücher, ein Vädeler des 17. Jahrhunderts – nur hat Zeilers biden Folioband wohl niemand auf die Reise mitgenommen. Nach den üblichen geschichtlich-erdkundlichen Einleitungen, deren Inhalt Zeiler dem Studium einer Unmenge von Schriftstellern verdankt, bringt er eine Reise von – wie man heute sagt – Reiserouten Kreuz und quer durch Deutschland, die er selber ausgeführt und in seinem Werk dann beschrieben hat. Was er anlässlich einer Reise durch Franken über die Geschichte und Beschaffenheit des Landes und Volkes sagt, ist ziemlich bemerkenswert. Mit Jakob Wimpfeling tadelt er die lateinische Form „Franconia“ als barbarisch und unrecht; man müßte Francia Orientalis sagen. Den Ursprung der Franken führt er auf eine Reihe von germanischen Stämmen zurück, die sich „miteinander vereinigt und ein corpus und ewigen Bund gemacht“ hätten: Die Ubi, Mattiaci, Inhones (?), Sicambri, Teneteri, Usipetes, Marsi, Marsaci, Tubantes, Bructeri, Chamavi, Angrivarii, Dulgibini, Chassuarii, Ansibarii, Frisii, Chauci, Cherusci, Gambrivii, – und die heutige Ferkung gibt, wenn man etwa von den Friesen absteht, ihm und seinen Gewährsmännern recht insofern, als sie tatsächlich die meisten der genannten Stämme als Bestandteile des Gesamtstammes der Franken auffoßt, namentlich die *Chauken* als Grundstock der salischen Franken. Freilich, wie die Franken in das heutige Frankenland gekommen sind, das – meint Zeiler – kann man eigentlich nicht wissen. Doch trifft er wenigstens einen Teil der Wahrheit, wenn er angibt, daß die Franken die alten Sitze der *Alemannen* am Main eingenommen hätten, als diese gegen Mittag gezogen seien. Von den zeitgenössischen Franken hebt Zeiler den „großen Adel“ hervor, darunter die „Seinsheim für die Ältesten, die Einheimer für die stolzeften, die Grumbacher für die reichsten und die Sedendorffer für die meisten oder meichsten gehalten werden“. Hinsichtlich der Sitten und Gebräuche in Franken bringt er einiges aus einem französischen Werk, das selbst wieder unsern Johann Böhm von Aud ausschreibt. Was die schon von Böhm angeführten schlechten Eigenschaften des Muthens und Raubens anlangt, so nimmt Zeiler die Franken in Schutz, indem er sagt, man dürfe bei solchen Dingen nicht verallgemeinern. „Es seyn zwar alte Reimen auch bei den Deutschen, die also lauten:

Sachs, Bayer, Schwab und Frank,  
die lieben all den Trand.

Aber ich möchte gern auß den übrigen Deutschen Völkern eins hören und sehen, so einen guten Trand ausschlagen solte, wenn man insgemein davon reden wil.“

Ergötzlich ist es zu beobachten, mit welcher Ehrfurcht und Ergebenheit Merian, Zeiler und ihre Zeitgenossen von den *Fürsten* ihres Jahrhunderts sprechen. Freilich, dieses Jahrhundert brachte die höchste Ausbildung der unumschränkten Macht der Fürsten. Vorbereitet durch die Einführung des römischen Rechts in Deutschland, begünstigt durch die religiösen Streitigkeiten, deren vorläufige Friedensschlüsse den Fürsten sogar die Macht über die Gewissen ihrer Untertanen gaben, erreichte die unumschränkte Fürstenmacht unter Ludwig XIV. ihre Höhe und wußte

sich volle 150 Jahre auf dieser Höhe zu erhalten. Für jeden dieser unumschränkten Herrn war an den Grenzen seines Landes oder Ländchens die Welt seiner tieferen Teilnahme, war auch meistens sein deutsch-vaterländisches Empfinden zu Ende; nur der Nachthunger gähnte darüber hinaus. Jenseits der Grenzen war das „Ausland“. Hätten sich da die biederen Bewohner der Herrschaft Speckfeld nicht daran gewöhnen sollen in denen von Castell eine andere Rasse zu erblicken? Der Schmerz des Zusammengehörigkeitsgeföhls wurde besonders in Franken noch durch eine Eigentümlichkeit der Landschaft erleichtert. Unser Frankenland ist kein einheitliches geographisches Gebiet. Es zerfällt in mehrere Landschaften, die voneinander verschoben und durch Bodenerhebungen und Wälder voneinander getrennt sind. Wir Franken gehören nicht zu einem Stromgebiet. Unser Land hat keinen auffallenden Mittelpunkt, es hat kein großes, dem Meere stark und entschieden zustrebendes Flusial. An keinem Punkt Frankens, mag seine Aussicht noch so gerühmt werden, haben wir das Gefühl, daß wir inmitten eines großen, einheitlichen Gebietes ständen. Wir haben keine große, in der Mitte gelegene Stadt, keinen unbedingt anerkannten Mittelpunkt der Kultur; wir haben kein München, kein Mailand, kein Berlin, nicht einmal ein Stuttgart. All das war schon so in früherer Zeit. — Aus diesen Gründen zusammen wurde der Gesichtskreis der fränkischen Staaten und Gemeinwesen so eng, daß schließlich — beispielsweise — die Nürnbergergesellschaft des 18. Jahrh. glaubten, ihre banterotte Stadt dadurch zu retten, daß sie ihren Bewohnern verboten am Sonntag Nachmittag im Ausland d. h. in den benachbarten bairnerischen und augsburgerischen Orten, für einen Kreuzer Käse zu verzehren.

Es fehlt uns aus der Mitterzeit der unumschränkten Fürstenmacht irgend eine Schilderung, die dem Begriff „Franken“ gerecht wurde, ja überhaupt ernstlich mit ihm rechnete. Das Dasein des fränkischen Reichskreises seit Anfang des 16. Jahrh. änderte nichts daran. Aber gerade der Absolutismus gebar etwas, das zunächst für einen kleinen, aber zeitlich hochstehenden und auch einflußreichen Kreis von Menschen die Kenntnisaufnahme auswärtiger Länder, ihrer natürlichen Bedingungen, ihrer Bewohner nötig machte. Das ungeheure Geldbedürfnis der Staaten zwang zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit wirtschaftlichen Fragen und führte zur Erfindung des *Merkantilsystems*, d. h. der Förderung des Handels und Wandels durch staatliche Maßnahmen. Selbsterhaltung zwang zu *Reisen*, die sich auf alle Fälle des Handels der Wissenschaftlichkeit bedienten. Die erneute Keisekunst gebildeter Kreise entsprang aber auch einer gleichzeitigen philosophischen Zeitströmung, nämlich der *Aufklärung*, die das 18. Jahrhundert beherrschte. Man muß alles kennen lernen, und was man in der Ferne geschaut, der eigenen Heimat nutzbar machen. Dies ist der edelste Zweck des Reisens — denn es ist der vernünftigste! Ein dritter Grund endlich vermehrte die Zahl der Reisenden seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Winkelmann und Lessing entdeckten aufs neue die Kunst der Alten; auch die Dichtung lenkt in die Bahnen der Nachbildung klassischer Muster des Altertums ein — so wird Italien das gelobte Land der Dichter und Künstler, die, z. T. mit schlecht verhöllter Ungebild, z. T. mit wirklicher Anteilnahme, auf der Reise dorthin auch *Deutschland* kennen lernen.

Ein Apostel der Aufklärung bereiste Deutschland im Jahre 1781 in der Gestalt des Berliners *Christoph Friedrich Nicolai*, und was er alles gesehen, legte er in einem Werk von nicht weniger als 12 Bänden nieder. Es ist sat-

jam bekannt, welche heftige Angriffe aus allen von ihm bereisten Gebieten nach Erscheinen des Werkes auf ihn niederprasselten. Und nicht mit Unrecht! Nicht als ob es Nicolai an gewollter Unparteilichkeit oder an Beobachtungsgabe gefehlt hätte. Was jene angeht, so merkt man an vielen Stellen das eheliche Bestreben gerecht zu sein, und seiner Beobachtungsgabe verdankt die heutige Volkserzähler eine Reihe immerhin schätzbare Bemerkungen, wie wenn er z. B. in Franken feststellt, daß der Augenausschlag und überhaupt der Blick der katholischen Mädchen ein anderer sei als der der protestantischen, oder wenn er beobachtet, daß der Typus, oder wie man damals sagte, die Physiognomie der Bamberger sehr einheitlich sei. Aber Nicolai war eine äußerst hausbackene Alltagsnatur, und er war ein unverbesserlicher Schulmeister. Ueber *Deckengemälde*, deren er natürlich in Franken genug beobachten konnte, urteilt er also: „Wenn die Pracht eines großen Saales oder einer Kirche es durchaus erforderte, daß an die Decke etwas gemalt sein, so müßten es entweder wohl übereinstimmende architektonische Verzierungen oder ein durchaus simpler Gegenstand sein, der mit einem Blick ganz übersehen werden kann. Wer wird den ganzen Körper zurücklegen und sich die Augen verderben wollen um aus einer Menge übereinander geworfener, verkürzter, oft nur aus einem einzigen Gesichtspunkt richtig erscheinender Figuren die Verstellung einer uninteressanten Gegebenheit herauszufinden, oder eine schiefe Allegorie herauszufauchen, die oft, wenn sie endlich entziffert ist, nicht die Mühe lohnen kann, daß man darüber nachgedonnen hat. — Eine ernsthafte Betrachtung eines Menschenfreundes verdient der Mißbrauch, den viele Maler und Bildhauer von ihrer edlen Kunst gemacht haben um die Denkmale der Unwissenheit, der Scheinheiligkeit, des geistlichen Betruges, um unmoralische mährische Legenden zu verewigen. . . . Kann man sich des Gedankens erwehren, daß der Künstler Sünde tut, der alle Kraft und Reize seiner Kunst aufbietet, um die abgeschmacktesten Legenden, die dem dicksten Aberglauben dienen, fortzupflanzen, und seine Mitmenschen zu einer Beschaulichkeit zu erziehen, welche der Dignität und Würde der Menschheit widerspricht!“ So der Nationalist Nicolai. Wenn er irgend etwas bemerkt, was gegen seine Auffassung von Vernunft verstößt, flugs setzt er sich hin und schreibt seitenlange Belehrungen und Ermahnungen in unerträglich heftigerem Ton, und es geht ihm durchaus das Gefühl dafür ab, wo die Beleidigung beginnt.

Ohne daß Nicolai es selbst beabsichtigt hätte, klingt und schwingt in jeder Zeile der Unterton: „Bei uns in Berlin ist das alles viel schöner, viel besser, viel vernünftiger.“ Das katholische Bamberg geht ihm sichtlich auf die Nerven, aber auch an der Reichsstadt Nürnberg hat er sehr viel anzusetzen. Wo sein Herz ist, das erblickt man aus folgender Stelle: „Wir verließen gegen Mittag das prächtige Pommersfelden und fuhren nach Erlangen. So wie man das fette Bambergsche Land und den schmalen Streifen des Reichs-Ritterschaftlichen Landes verläßt, und in das Fürstentum Brandenburg tritt, findet man sandigen Weg und Wälder von dichtem Aufschusse junger Föhren oder Fichten mit den hohen Spitzen. Ich glaubte in der Gegend um Berlin zu sein. „*Salve patria tellus!*“ dachte ich: „Land, das nicht schönbar, doch gut ist! Land, das dem Faulen kein Getreide trägt, aber durch Fleiß gebüht, die Arbeit zwar mäßig, doch hinlänglich und im Verhältnisse des Fleißes belohnt!“ . . . ufm. Im übrigen schwebt ihm Franken als einheitlicher Begriff vor, aber er ist ein zu kleiner Geist um das Gemeinsame wirklich herauszufinden: ohne es zu wollen, steigert er in seiner Darstellung die wirklich vorhandenen Unterschiede der einzelnen Gebietsteile, und da er anderseits nicht weiß, daß der fränkische

Reichskreis auch Gebietsteile umfaßte, die dem Volkstum nach ursprünglich gar nicht fränkisch waren — so der untere Teil des Ristums Eichstätt und die Gegend südöstlich von Nürnberg — so verfällt er in Fehler wie z. B., daß in Nürnberg „der fränkische Provinzialausdruck fast am stärksten zu finden“ sei, während doch in Wahrheit die Altnürnberger Mundart oberpfälzischen Charakter trägt. —

Wenige Jahre später betrat wieder ein Gast aus Norden den Boden Frankens, auch ein Mann der Aufklärung, aber ein ungleich größerer Geist: Johann Gottfried Herder, der 1788, wie zwei Jahre zuvor Goethe, nach Italien rückte. Er hatte sich in Thüringen infolge mancher Widerigkeiten nicht wohl gefühlt und stieg über den Kamm des Thüringerwaldes sozusagen mit der Absicht, daß es ihm in Franken wohl gefalle. Seine Erwartungen erfüllten sich. Daß Herder das Gemeinsame fränkischen Lebens fühlte, beweist auch die Stelle, wo er von seinem Aufenthalt zu Ansbach in Kuebels Familie berichtet. Dort gefiel es ihm sehr wohl; „auch drückt sich“, sagt er, „überall der Charakter des Landes mit aus, daß man bequemer, ungezwungener, natürlicher ist und lebet.“

„So sehr ich“, schreibt er an seine Gattin, „(von Koburg her) das schönste Wiesenthal zur Seite bis Abend zwischen 8 und 9 Uhr nach Bamberg. Es ist die schönste Gegend von der Welt, und man errödet, wenn man an die Länder über dem Thüringer Wald zurück denkt. Der Tag war wunderschön; die Leute alle höflich, frisch, freundlich; nicht übertrieben im Fleiß; bei allen wars merklich, daß sie von eigener Muße zu leben mehr Begriff haben, als unsere gekündenen Thüringer Bauern. . . Goethe und Kuebel können Dir von dem herrlichen Tal erzählen, das längs der Ja von Koburg hinunterläuft und an welchem sich Geistliche und Ritter mit ihren fetten weißen und blauen Ochsen wohl gelagert haben.“

Den Charakter der geistlichen Fürsten in Franken erfaßt er ausgezeichnet, wenn er im Hinblick auf Franz Ludwig von Erthal, der ihm eine Audienz gewährte, schreibt: „Es ist ein eigener Schlag von Menschen, mit unseren protestantischen Fürsten fast gar nicht zu vergleichen, und doch entschieden Fürst; dabei aber Geistlicher, Bischof, Domherr, Präzeptor, Katholik, skrupulöser Landesvater und Landespfleger etc., von welchem allem in der Mischung wir keinen Begriff haben.“

Erlangen machte nach Bamberg einen niederschmetternden Eindruck auf ihn; es ist ihm ein kleinlicher, armseliger Ort, durch seine Universität verdorben. Nach Nürnberg kommt er mit der Erwartung, recht in die alten deutschen Zeiten der Kunst zurückversetzt zu werden. In der Tat bewundert er dann Dürer und die anderen Meister. Aber wenig erfährt man nichts sonderlich Ruhmensewertes über Nürnberg; er fühlt „das Verfallende“ der alternden Reichsstadt. —

Aber schon fragen meine Leser: welchen Niederschlag hat denn fränkisches Land und Volk in der Dichtung jener Zeit gefunden? Bei der Herkunft der meisten bedeutenden Dichter des 18. Jahrhunderts aus nichtfränkischen Stämmen ist hier von vornherein nicht viel zu erwarten. Schiller verlegte den Schauplatz seines ersten Jugenddramas zum größten Teil nach Franken. Karl und Franz von Moor sind Sprossen eines fränkischen Grafengeschlechts. Aber man hat den Eindruck, als ob der Schauplatz der Handlung dorthin verlegt wurde, weil er eben irgendwas sein muß. Von lebendiger Beziehung zu Land und Leuten ist keine Rede. Auch hatte Schiller bei Abfassung der Mäuer Franken noch nie gesehen. Dagegen verdankte der größte fränkische Dichter, Goethe, dem Stammland seiner mütterlichen und väterlichen Ahnen gar viel. In den Gestalten seiner Werke lebt so viel an frän-

tischem Wesen wie in ihm selber, und es wäre der Mühe wert dem einmal genauer nachzugehen; freilich hat die jüngste Literaturgeschichte sich davon bis jetzt kaum etwas träumen lassen. Franken wird besonders in zweien seiner größten Werke, im einen sehr deutlich, im anderen mehr verschleiert, lebendig: im *Sieg von Ver- lingen* und in *Hermann und Dorothea*. Nach Schwarzenberg, nach Jarthausen, nach Bamberg, in den Speßart, nach Heilbrunn führt uns die Handlung des *Sieg*; der Held selber ist ein echter Vertreter des fränkischen Adels, und eine der bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit in Franken, der Bischof von Bamberg, spielt eine Rolle, freilich ganz verzeichnet von Goethe, der den kunst- freundigen, geistig hochstehenden Georg III., Erbkönig von Limpurg, offenbar zu wenig gekannt hat. Und fränkisches Blut pulst durch Hermann und Dorothea. Ich will jetzt nicht die Frage aufrollen, welches bestimmte Städtchen Goethe als Schau- platz der Handlung im Auge hatte, wenn ich auch selber der Meinung bin, daß es *Pöfned* in Thüringen gewesen sein kann. Aber die Personen sind Franken in ihrem Charakter, und Dorothea selber ist es nach Goethes Schilderung auch äußer- lich. Es gab damals für die Gesichtsbildung ein Ideal, das man als „fränkisch“ bezeichnete, sei es nun, daß diese Bezeichnung noch aus alter Zeit stammte, wo der herrschende Stamm eben der fränkische war, oder daß man auch in neuerer Zeit die fränkische Gesichtsbildung als besonders fein und schön empfand. In einem mittel- alterlichen Volkslied, in dem die schönen Vertreterinnen der einzelnen deutschen Stämme humorvoll und zum Teil sehr eindeutig gegeneinander abgewogen werden, heißt es in der 1. Strophe: Die Fremdelein von Francken — dy sich ich alzeit gerne — Noch in Wien mein gebunden — sy geben süßen Kerne. — Sy seind dy veinsten turnen — wolt got, selt ich in zwirnen: spynnen wolt ich lernen.

Und *Herder* schreibt in einem der schon erwähnten Briefe von dem Kaiser- Grabmal im Bamberger Dom: „Der Kaiser Heinrich mit seiner geliebten Kun- gunde liegen in Marmor vor dem hohen Chor. Er hat ein *seines fränkisches Gesicht* und sie ist auch nicht zu verachten gewesen.“ Nun bemerkt Friedrich Schubart, ein Freund Rückerts, einmal von dessen Frau: „Das gefällige Cirund ihres Kopfes und die angenehme Röte ihrer Gesichtsfarbe erinnerte mich an Goethes *Dorothea*, in deren Schilderung derselbe, wie ich auf einer früheren Reise durch Franken beobachtet hatte, den Idealtypus der fränkischen Gesichtsbildung ge- zeichnet zu haben scheint.“ Wir können hinzufügen, daß auch das schwarze Nieder, die Halskrause, die um silberne Nadeln gewickelten Zöpfe und der vielgefaltete blaue Rock von Goethe sehr wohl in Franken beobachtet werden kann:

„Der rote Lag erhebt den gewölbten Busen  
Schön geknüpft, und es liegt das schwarze Nieder ihr knapp an;  
Saubter hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,  
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmut;  
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes stierliches Cirund;  
Stark sind vielemals die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;  
Vielgefaltet und blau fängt unterm Lage der Rock an  
Und umschlingt ihr im Sehn die wohlgebildeten Knöchel.“

(Fortsetzung folgt.)



# In Häsfeld

Von Carl Dötter

Wir sen scho in d'r Duabzeit  
gor garn nach Häsfeld raus;  
a Hedewirtschaft, wua's mos geit,  
brengt glei d'r Vatter raus.

Da wer d'r als a bide Luft; —  
d'r Maust un Kaviar  
höm um die Wett' da brinn' gedufft';  
dou g'schmeckt hat's — des it klar!

Wer'n S i e m a u l schaß wir manchmal na  
un gucke alber mauf  
un sperre, wie dar schwarze Ma'  
die Mäler halber auf.

Dann wer'n wer sou mit 20 Jahr'  
in Häsfeld wie d'r höm;  
i maas, — as it wahrhafti wahr —  
nou manchmal doreu tröm.

Dein Kemling drin im erschte Stad  
stellt uner Schwarm als ei;  
bis früh um midda bleit wer hoch,  
bei Zwiefelbloß un Wei.

Im Edertogarte un bei'n Frau;  
höm mir in falle Jahr  
die Mäbli g'schwenkt im erschte Tanz;  
wenn's a weng holperet war.

Am Hönweg häßt's: Hej lässe mir  
uns Kuße nou a Stück —  
d'r Kiefling it bekannt d'rfür —  
d'r Kas it drauf — sou did.

Die F i s c h u n g t wer berühmt wie weit  
un brinn' es Bartehaus.  
Stellt Euch nkr für: In faller Zeit,  
gudt — „junge Lieb“ dert raus.

Wie war die alte Mauer da,  
as Tor, d'r Turm sou schö;  
die Häusli wer'n sou traul' nah  
d'r Kirch dert auf d'r Höhe.

*W. Müller*  
✓

# Frankenbund



# Werkblatt



Januar / Heft 1

53/ Franc. 4036.

Historischer Verein  
Gelnhausen u. Aschaffenburg

**Herren-  
Hemden  
Kragen  
Kravatten  
Trikotagen**

stets vorteilhaft

**Carl Schlier**  
Würzburg  
Domstr. 21, Schustergasse 4

**Pfister-  
Pianos**

128 Jahre  
glänzend bewährt

**WÜRZBURG**  
9 Bahnhofstraße 9

Viele Referenzen  
Coulante Zahlung

**A. Guttenhöfer · Würzburg**

*die altrenommierte, im Jahre 1764 durch  
M. J. Guttenhöfer gegründete Jubeliefirma  
ist die beste Bezugsquelle für Juwelen,  
Uhren, Gold-, Silber- und Alfenide-Waren  
Stets reichste Auswahl! · Billigste Preise!*

# Frankenbund



# Werkblatt



II. Jahrgang 1928

53 Franc. 4056-2

M. J. Anderson 1928

# Inhalt

## Mitteilungen des Bundesvorsitzenden

|  | Seite |
|--|-------|
| Kapitan und Streermann                   | 3     |
| Aufruf zum Bundesstag                    | 107   |
| Bundesstag 1928                          | 219   |
| Heimatfeste - Salzburgfeste - Kilianfest | 109   |

## Zur Volkskunde, Geschichte und Literaturgeschichte

|   |               |
|---|---------------|
| Krauser Paul, Oberst Klarmann † (mit Bild)  | 139           |
| Jens Friderich, das ehemalige Schloß Aura und dessen letzter Besitzer                       | 47            |
| Franko Emil, Das Rathaus von Burgkunstadt - ein Kunstmuseum                                 | 131           |
| Fries Anton, Johann Freben aus Hammelburg   | 17            |
| Hausmann B. - Wänan, Die Kulturgrundlagen Frankens und ihre Auswirkung in seine Geschichte  | 4, 31         |
| Derl., Michael Georg Conrad † (mit Bild)  | 13            |
| Derl., Alt-Würzburg (mit Bildern)   | 157           |
| Derl., Von der Würzburger Festungsfrage als der Festungsstätte der bischöflichen Eingeweide | 194           |
| Pfeiffer Wilhelm, Etwas über Hausnamen  | 46            |
| Derl., Das Koppelsbuch zu Ochsenfurt  | 162, 180      |
| Pfenzinger Alois, Hebenlandenberg   | 127           |
| Schmehl B. S., Rudolf Schiessl (mit Bildern)  | 147           |
| Schneider Peter, Unterfränkische Mundartdichtungen  | 63            |
| Derl., Franken im Munde älterer Dichter und Schriftsteller                                  | 187, 207, 282 |
| Derl., Junge Dörfer   | 216, 241      |
| Straub Karl, Aus der Vergangenheit der Salzburg   | 113           |

## Gedichte

|                                       |             |
|---------------------------------------|-------------|
| Duchner Alfred, Dr. Franko Wei        | 70          |
| Dölein Elisabeth, Wei Franko u. a.    | 73          |
| Dietter Karl, I Märztag u. a.         | 67, 215     |
| Englert Josef, Wanderglied u. a.      | 90, 93, 138 |
| Fey Nikolaus, Franko                  | 68          |
| Feurig Johannes, Spersheimert         | 207         |
| Kram Josef, Als Carolin               | 69          |
| Kuher Ernst, Hoffnung u. a.           | 72          |
| Luz E. K., Das hellige Pöpinus u. a.  | 77          |
| Schwanrich Karl, Die Erbschöpfung     | 65          |
| Strabenrauch Edmund, Hahnenlied u. a. | 167         |
| Trodenbratt Rufus, Die Werrache u. a. | 81          |
| Wittler Wilhelm, Die Zwargli          | 70          |

## Erzählungen und Abhandlungen

|   |     |
|---|-----|
| Wänan Georg, Die mystische Kerze          | 149 |
| Wänan Wilhelm, Ich sei e mal schau!       | 74  |
| Derl., Waggelstichtl                      | 182 |
| Duchendow Elisabeth, Frau Freika Jertide  | 23  |
| Duchendow Elisabeth, Die heilige Klamm    | 227 |
| Feurig Johannes, Der Hühner vom Seelgrund | 79  |
| Fries Anton, Um Meindorf und Meindorfes   | 94  |
| Derl., Neustadt und Umgebung              | 115 |

|   |  |  |  |     |     |
|---|--|--|--|-----|-----|
| Derber Hans, Nach'n Ketzler   |  |  |  |     | 63  |
| J. S. M., Aus Württembergisch Franken                               |  |  |  |     | 43  |
| Lang Hans Karl, Di Mutter such' ihr Petre                           |  |  |  |     | 75  |
| Reiter Hans, Von Bamberg bis zum Straßfeldgau                       |  |  |  |     | 134 |
| Darl., Sommerwanderung des Frankenschanke in die Fränkische Schweiz |  |  |  |     | 146 |
| Kuckert A. Joh., Der Hofbauer und der Jagabund                      |  |  |  |     | 78  |
| Schneider Peter, Auf zum Obermain!                                  |  |  |  |     | 87  |
| Schulzher S., Der Weichau in Franken                                |  |  |  | 11, | 94  |
| Schulz, Der Mann Storch   |  |  |  |     | 181 |
| Straub Karl, Vor den Thoren der Rhön                                |  |  |  |     | 90  |

### Verschiedenes

|                            |                                      |  |  |               |     |
|----------------------------|--------------------------------------|--|--|---------------|-----|
| Witten aus dem Leben       |                                      |  |  | 50, 144,      | 183 |
| Berichte und Mittheilungen | 18, 51, 97, 118, 141, 183, 201, 221, |  |  |               | 248 |
| Nachricht                  |                                      |  |  | 56, 120, 203, | 224 |

# Jeder Leser dieses Werkblattes ist Mitglied des frankenbundes

zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Landes und Volkes

Der Beitrag zum frankenbund beträgt für das Jahr 1928 Rm. 4.— und ist bis zum 1. 4. 1928 dem Postscheckkonto Nürnberg Nr. 30 804 der Hauptgeschäftsstelle Würzburg, Domstraße 72, zu überweisen.

Alle literarischen Beiträge für das Werkblatt sind an den Schriftleiter Dr. Anton Fries, Würzburg, Pleicherring 7, zu senden. Die Rücksendung von unerlangten Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Postgeld beigefügt wird.

Anzeigen-Aufnahme nur durch die Hauptgeschäftsstelle des frankenbundes Würzburg, Domstraße 72.

## Inhalt

|   | Seite |
|---|-------|
| Kapitän und Neucermann . . . . .  | 3     |
| Hauptmann-Bönan, Die Kulturgrundlagen frankens und ihre<br>Auswirkung in seine Geschichte . . . . . | 4     |
| B. Schulhofer, Der Weinbau in Franken . . . . .   | 11    |
| Hauptmann-Bönan, Michael Georg Conrad † . . . . .   | 18    |
| fränkische Ehrentafel . . . . .   | 17    |
| Berichte und Mitteilungen . . . . .   | 18    |

## Der Bundesbeitrag für 1928

im Betrage von R.-M. 4.— ist fällig. Laut den Beschlüssen auf dem Bundestag 1927 in Schweinfurt (siehe Werkblatt 1927, Heft 10/11) ist der Beitrag im 1. Viertel des Kalenderjahres zu entrichten. Wo eine Ortsgruppe besteht, werden die Beiträge durch diese eingezogen. Am 31. März noch ausstehende Beiträge müssen samt den Portospesen durch Nachnahme erhoben werden. Die Einzelmitglieder wollen deshalb möglichst bald die Überweisung des Beitrages auf unser Postscheckkonto Nürnberg Nr. 30 804 vornehmen.

Die Bundesleitung





Albert Baska

Originalholzschnitt

## Kapitän und Steuermann

Wer Heft 10/11 des Jahrgangs 1927 unseres Werkblattes gelesen hat, weiß, daß der 1. Bundesvorsitzende schon in Schweinfurt erklärte, er könne das Werkblatt nicht weiter herausgeben. Damals wurde ihm anheimgegeben einen Nachfolger zu suchen. Diesen hat er nunmehr gefunden in der Person des 2. Bundesvorsitzenden und Obmannes der Ortsgruppe Würzburg Dr. Anton Fries. Damit ist zugleich eine gerechte Verteilung der Arbeiten der beiden Vorsitzenden erreicht. Es ist nicht zu zweifeln, daß der neue Steuermann das Schifflein des Werkblattes mit fester Hand durch die Wogen lenken wird.

Der 1. Bundesvorsitzende legt damit die Herausgabe des Werkblattes nieder; aber nicht nur diese, sondern er scheidet damit auch von einer Schriftleiterfähigkeit, die sich über mehr denn zehn Jahre erstreckte — vgl. die Ausführungen in Heft 3 „Gegen Verdunkelung der Latzachen.“ Dafür, daß er in diesem Dutzend Jahre unendlich oft die Finger krumm gemacht, hofft er — auf Gottes Lohn.

Noch halt — schon wieder „Gott“? Entschuldigen Sie, verehrter Herr Doktor so und so! In tiefster Verknirschung bekenne ich mich in der Tat schuldig, daß ich den Anfangsaussatz vom Jahrgang 1927 des Werkblattes mit „Dem alten Gott“ begonnen habe. Ich bin halt nun so altmodisch! Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie! Aber erlauben Sie mir die Frage: Was wissen Sie von meinem Gott? Er mag vielleicht anders aussehen als der Gott der literarischen deutschen Jugend der Gegenwart; aber ich sage Ihnen, er kann sich sehen lassen. Und ich glaube, auch der Gott des neuen Schriftleiters Dr. Anton Fries kann sich sehen lassen. Nicht wahr, lieber Freund, Du beginnst doch auch mit einem alten Gott? —

Kann man über derartige Ausstellungen nur schmunzelnd lächeln, so hat ein anderer Vorwurf mich in fassungloses Erstaunen versetzt. Allen Ernstes wurde der Vorwurf erhoben, daß der Inhalt des Werkblattes, daß die „Tendenz“ des Schriftleiters zu — katholisch sei. Ich sage — in fassungloses Erstaunen. Ich hatte nämlich geglaubt, bekenntmäßige Beschränktheit oder gar Gefäßlosigkeit liege hinter mir in wesenlosem Scheine. Ich hatte mich des reinen Gewissens gefreut, daß ich nie irgend einem Bekenntnis irgendwie zu nahe getreten sei, weil mir das infolge Wesensanlage und Erziehung rein unmöglich ist. Ich hatte geglaubt, durch den Frankenbund endlich einen Boden geschaffen zu haben, wo sich alle Franken zusammenfinden könnten. Aber leider hat unsere Trennung von der „Fränkischen Heimat“ genügt um den Argwohn zu erwecken, als wollten wir alles nach dem „katholischen Würzburg“ verlegen. Ihr Lieben! Wollt doch endlich einmal begreifen, daß der Mittelpunkt fränkischen Wesens Würzburg